

Die analytische Philosophie in England und ihre Wandlungen

Von Carlo Huber, S. J.

In Oxford¹ erzählt man sich folgende Anekdote: Am Ende einer Vorlesungsreihe über „zeitgenössische Philosophie“ gab Professor Ayer Gelegenheit zur Diskussion. Eine französische Studentin fragte ihn, wieso er den Existentialismus mit keinem Wort erwähnt habe. Sie bekam zur Antwort: „Das ist keine Philosophie, sondern Theater.“ Sie soll vor sich hin geflüstert haben: „Und was wir hier hören, ist Grammatik!“

Diese Anekdote bringt nicht nur zum Ausdruck, daß man sich gegenseitig nicht kennt und auch gar nicht besonders aneinander interessiert ist: Englische Philosophen lesen normalerweise keinen Heidegger und deutsche rümpfen über Russell gewöhnlich die Nase. Das ist beiderseits recht bedauerlich, weil man viel voneinander lernen könnte. Aber Philosophie scheint in Freiburg oder Paris etwas ganz anderes zu sein als in Oxford.

Schlimmer ist, daß hier ein typisches kontinental-europäisches Vorurteil spürbar wird: In der „englischen Philosophie“ ist von Metaphysik keine Spur zu finden. Sie ist im Grunde gar keine wirkliche Philosophie, die sich mit den entscheidenden und tiefen Problemen der Menschheit befaßt. Man treibt nur triviale Sprachuntersuchungen: Was ein Wort in einem bestimmten Zusammenhang bedeute und wie man dieselbe Bedeutung auch anders ausdrücken könne. — Dem entspricht auf der anderen Seite des Kanals das Vorurteil, kontinentale Philosophie sei „Begriffsdichtung“, metaphysischer Tiefsinn usw. Aber das interessiert uns hier nicht.

Der allgemeine Eindruck, den man bei uns von der englischen Philosophie hat, ist in groben Zügen doch der: Sprache — und mit ihr alles Denken — wird als ein logistisch-mathematisches Kombinationssystem verstanden. Innerhalb dieses Systems soll — wenigstens idealerweise — der Sinn und die nachprüfbare Wahrheit aller Aussagen, ihre Klarheit und eindeutige Mitteilbarkeit die naturwissenschaftlicher, ja mathematisch formalisierter Sätze sein. Philosophie hat darum nur die Aufgabe, den Sinn sprachlicher Formulierungen zu klären und dadurch Mißverständnisse, vor allem „metaphysische“

¹ Der im folgenden veröffentlichte Beitrag ist aus einem einjährigen Studienaufenthalt des Verf. in Oxford hervorgegangen (Die Schriftleitung).

Fehlinterpretationen zu verhindern. Philosophie sei so im Grunde *identisch* mit Logistik. Kurzum: Die englische Philosophie hat sich in der Form der Sprachanalyse unlösbar mit dem Logischen Positivismus verheiratet.

Diese Vorstellung ist vor allem seit etwa zehn Jahren in Deutschland verbreitet: Seit dieser Zeit wird ja hier in der Grundlagenforschung der Natur- und Sozialwissenschaften der Einfluß der Logistik und der Sprachanalyse spürbar. Dieser Einfluß ist wesentlich stärker, als die geringe Zahl von Logikern und der Sprachanalyse im englischen Stil Verpflichteten auf den philosophischen Lehrstühlen vermuten läßt: Die Grundlagendiskussion der Wissenschaften spielt sich ja nicht in der philosophischen Fakultät und meist auch nicht unter Fachphilosophen ab. Über die Physik, Chemie, Biologie und die Sozialwissenschaften beeinflusst diese Art zu philosophieren, die man mit einem Schlagwort „neo-positivistisch“ oder eben den „Logischen Positivismus“ nennt, jedoch eine weit größere Zahl von Studenten, als es Studenten der Philosophie im eigentlichen Sinn überhaupt gibt! Ein deutliches Zeichen für diesen Einfluß auf das geistige Leben in Deutschland überhaupt hat man einerseits in „Anleihen“ der Ideologiekritik im Stile Adornos aus Elementen der englischen Sprachanalyse², andererseits in der literarischen „Verarbeitung“ Wittgensteinscher Sprachspiele in moderner deutscher Lyrik³. Sprachanalyse innerhalb eines mathematisch-logistisch verstandenen Sprachsystems erscheint so in Deutschland — man verzeihe uns die Übertreibung! — als „der letzte Schrei“ auf dem philosophischen Markt: frisch aus England importiert!

Man ist — auf diesem Hintergrund! — einigermaßen perplex, wenn man in England und besonders in Oxford feststellt, daß der Logische Positivismus und die ihm entsprechende, systematisch verstandene Sprachanalyse hier ganz allgemein als *überholt* gilt: Er hat sich nicht bewährt. Man kann Sprache nicht als ein in sich geschlossenes, analytisches System verstehen! J. O. Urmson schrieb schon 1956 in seinem ausgezeichneten Überblick über die Entwicklung der englischen Philosophie zwischen den beiden Weltkriegen: „Der klassische Logische Positivismus mag tot sein; aber er hat nicht umsonst gelebt.“⁴ Und P. F. Strawson gab 1959 seinem Buch „Individuals“ den Untertitel: „An Essay in Descriptive Metaphysics.“⁵ Fast dreißig Jahre vor-

² Z. B. im „Jargon der Eigentlichkeit“. Natürlich ist Adornos Position in keiner Weise neopositivistisch!

³ Z. B. bei H. Heissenbüttel. — K. Leonhard schreibt in seinem Leitfaden „Moderne Lyrik“ (Bremen 1963): „Heutige Dichter berufen sich auf Wittgenstein: ‚Die Grenzen meiner Sprache sind die Grenzen meiner Welt.‘“ (47).

⁴ J. O. Urmson, *Philosophical Analysis. Its Development between the two World Wars* (Oxford 1965) 129.

⁵ London 1959.

her — seit A. J. Ayers „Language, Truth and Logic“⁶ — war das Wort „metaphysisch“ im ganzen englisch-sprachigen Raum ja nur als eine Art philosophisches Schimpfwort zu hören! Die Entwicklung der englischen analytischen Philosophie seit dem Ende des zweiten Weltkrieges ist so sicher wesentlich verwickelter, als es ihre einfache Gleichsetzung mit dem Logischen Positivismus vermuten läßt.

Das Ziel dieses Aufsatzes ist darum einfach, den angedeuteten falschen Vorstellungen von „englischer Philosophie“ gegenüber den Zusammenbruch des Logischen Positivismus in England darzustellen. Dies geschieht am besten, indem man die Geschichte der analytischen Philosophie seit B. Russells „Our Knowledge of the External World“⁷ erzählt: Die historische Entwicklung folgt hier in einem seltenen Maß der logischen Entfaltung der Probleme. Trotzdem wird dieser geschichtliche Überblick und die Darstellung der Problematik notwendig eine sparsame Auswahl und eine vereinfachende Schematisierung sein: Andere Namen könnten und müßten genannt werden. Bei weitem nicht alle englischen Philosophen, die nach Russell Sprachanalyse betrieben, waren „Atomisten“ oder nach Ayer „Logische Positivisten“. Vor allem aber machen auch und gerade die von uns als sozusagen typisch herangezogenen Vertreter ihre eigene Entwicklung durch: Für Wittgenstein und die Interpretation des „Tractatus“ ist das geradezu notorisch. Es gilt aber auch von Russell, Ayer, Wisdom, Ryle, Austin, Strawson und allen anderen. Schließlich ist dieser Artikel in Oxford geschrieben: Das bringt eine bestimmte Sicht der Entwicklung mit sich. Von Cambridge, London oder Harvard aus würde manches sicher etwas anders aussehen⁸. Allerdings war Oxford für die Entwicklung der analytischen Philosophie von solcher Bedeutung, daß diesem Gesichtspunkt eine besondere Berechtigung zukommt.

Das Entstehen der sprachanalytischen Methode im Bereich des „Logischen Atomismus“ seit Russell und Moore

Als der junge *Bertrand Russell* 1890 sein Studium in Cambridge begann, war die in England vorherrschende Philosophie der psychologisch angehauchte Neu-Hegelianismus Bradleys. Russells Atomismus und seine und Moores⁹ analytische Methode müssen zum Teil als Reaktion auf Bradleys monistisches Weltverständnis apriorischer

⁶ London 1936, ²1946.

⁷ London 1914. — In der deutschen philosophischen Fachliteratur hat W. Stegmüller die Entwicklung der analytischen Philosophie gut dargestellt in: Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie (Stuttgart ²1965) 429–523. Vgl. ferner J. Hartnack, Wittgenstein und die moderne Philosophie (Urban-Bücher, 61). Für den englischen Sprachraum: M. J. Charlesworth, Philosophy and Linguistic Analysis (Louvain ²1961).

⁸ Für eine Sicht von Cambridge aus würde sich z. B. die Bedeutung von Wittgensteins Vorlesungsmanuskripten wichtiger darstellen.

⁹ G. F. Moore selbst war nie Atomist.

Synthese und innerer Relationen begriffen werden, in dem jeder Satz seinen Sinn und seine Wahrheit nur im Systemganzen hat: Für den jungen Russell besteht unter dem Einfluß Meinongs¹⁰ der einzelne Gegenstand des Denkens und der Sinneserkenntnis schlechthin *unabhängig* in sich selbst. Dies gilt auch von allen logischen und mathematischen Begriffsinhalten. Der mehr psychologisch und subjektiv ausgerichtete Empirismus J. St. Mills war darum keine Alternative. Für Russell, der sich schon bald intensiv der Mathematik zuwandte, kam er vor allem wegen seiner empirischen Begründung der Mathematik nicht in Frage. Russell und in gewissem Sinn auch Moore bewegen sich also schon früh auf einen realistischen Pluralismus zu.

Den entscheidenden Anstoß für seine Philosophie und besonders für seine reduktiv analytische Methode empfängt Russell jedoch von seinen logisch-mathematischen Studien. Denselben Weg, der für diese ganze Bewegung so typisch ist, geht etwas später Russells Schüler Wittgenstein. Von der mathematisch formalisierten Logik Peanos und Freges her entwickelt Russell zusammen mit Whitehead in den „Principia Mathematica“¹¹ den Aufbau der gesamten Mathematik aus rein logischen Begriffen und Axiomen. Die dieser Deduktion der Mathematik zugrunde gelegte Logik geht in ihrer Formalisierung, technischen Vollständigkeit und Einheitlichkeit weit über das von Peano und Frege Geleistete hinaus, so daß Russell damit zum eigentlichen Begründer der modernen Logistik wird.

Das entscheidende Merkmal der Russellschen Logik ist ihre „Extensionalität“: Das meint, daß komplexe logische Gebilde als rein *äußerliche* Verbindungen einfacherer Aussagen verstanden werden. Die Wahrheit oder Falschheit einer komplexen Aussage besteht in der Kombination der Wahrheit bzw. Falschheit ihrer einzelnen Teilaussagen, ihr Sinn, ihre Bedeutung in deren reiner Summierung. Wahrheit und Falschheit der Teilaussagen sind die „Wahrheitsfunktionen“ der komplexen Aussage¹². Nicht nur komplizierte mathematische Ver-

¹⁰ Alexius Meinong (1853–1920), Schüler F. v. Brentanos. Seine psychologisch-gnoseologische Philosophie ist eine Theorie des Objekts, in der das Denken exakt der Wirklichkeit entsprechen soll. Für ihn gilt praktisch: „Unum nomen: unum nominatum.“

¹¹ Cambridge 1925, ²1927.

¹² Die Wahrheitsfunktionen für den komplexen Satz „p und q und r“ sind die einzelnen Werte (wahr-falsch) für „p“, „q“ und „r“:

p	q	r	p.q.r
w	w	w	w
w	w	f	f
w	f	w	f
f	w	w	f
w	f	f	f
f	w	f	f
f	f	w	f
f	f	f	f

„p und q und r“ ist also nur wahr, wenn „p“, „q“ und „r“ einzeln wahr sind; sonst ist es falsch.

halte, sondern auch so anscheinend ursprüngliche Begriffe wie die Zahlen werden damit auf einige wenige logische Grundbegriffe zurückgeführt¹³. Damit entfällt jedoch die Notwendigkeit, diesen Begriffen entsprechende *eigene* Wirklichkeiten anzunehmen: Die Reduktion komplexer Aussagegebilde auf ihre atomaren *logischen* Bestandteile reduziert auch den Umfang ursprünglicher *Wirklichkeit* auf atomare Tatsachen¹⁴. Es lag nahe, diese analytische Methode über die Mathematik hinaus auch auf andere Aussagen- und damit Sachgebiete anzuwenden. Hierfür boten sich zunächst bestimmte, einigermaßen exakte Fachsprachen an: z. B. die der Physik, die ja selbst ein gutes Stück weit mathematisch formalisiert ist. Russell selbst war auch schon bald davon überzeugt, er habe in der Logik der Principia Mathematica das logische Gerüst der *Sprache überhaupt* gefunden. Mit dieser Logik lasse sich *alles*, was überhaupt sinnvoll und exakt ausgesagt werden könne, extensional ausdrücken und damit auf atomare Aussagen *reduzieren*.

Freilich bleiben die vorhandenen, natürlichen Sprachen allzuweit hinter einer solchen Exaktheit und Durchsichtigkeit zurück: Ihre logische Struktur ist *verdeckt*. Komplexe Sprachgebilde enthalten und zeigen ihre extensionale, logische Struktur ja meist zunächst nur implizit, abgekürzt und verschwommen. Der Sprachgebrauch des Alltags *verfälscht* darüber hinaus die eigentliche logische Struktur der Sprache und führt dadurch zum Mißverständnis der Wirklichkeit. Philosophische Scheinprobleme sind ein typischer Fall solcher auf einem ungeklärten Sprachgebrauch beruhender Mißverständnisse. Es stellt sich also die Aufgabe, alle unscharfen und abgekürzten Aussagen, welcher Art sie auch seien, zu analysieren und auf ihre exakte, exten-

¹³ Das sind die im System zulässigen und für es hinreichenden Verbindungen (logische Konstanten) zwischen irgendwelchen Einzelaussagen (logische Variablen: „p“, „q“, „r“ usw.). Sie sind definitiv festgelegt und aufeinander zurückführbar. Es sind neben der *Affirmation* (Behauptung eines Satzes „p“). — Kein eigenes Zeichen. — Wahr, wenn „p“ wahr; falsch, wenn „p“ falsch): *Negation* („nicht“: „p“). Wahr, wenn „p“ falsch; falsch, wenn „p“ wahr), *Konjunktion* („und“: „p . q“). Wahr, wenn „p“ und „q“ beide wahr, sonst falsch), *Disjunktion* („oder“: „p ∨ q“ = „-(p . q)“, *Implikation* („wenn“: „p ⊃ q“ = „-(p . -q)“, *Aquivalenz* („wenn und nur wenn“: „p ≡ q“ = „-(p . -q) - -(q . -p)“). — „Oder“ und „wenn“ entsprechen hier nicht dem üblichen Sprachgebrauch. — Aus diesen Grundfunktionen und einer beliebigen Zahl von Variablen lassen sich alle komplexeren logischen Gebilde aufbauen und diese umgekehrt sich auf jene reduzieren. — Unter den komplexen logischen Gebilden fallen zwei Grenzfälle auf: Solche, deren Wahrheitsfunktionen alle den Wert „wahr“ haben (z. B.: „p ⊃ -(p)“), sind *Tautologien*. Sie sind unter Annahme jedes möglichen Tatbestandes wahr. Die, deren Wahrheitsfunktionen alle den Wert „falsch“ haben (z. B.: „p . -p“), sind *Kontradiktionen*. Sie sind für jeden möglichen Tatbestand falsch. Beide vermögen also keine Aussagen über Tatbestände in der Welt zu machen.

¹⁴ Hier spürt man den radikalen Realismus von Meinong und Frege: *einem* Wort, *einem* Begriff, entspricht *eine* Wirklichkeit.

sionale Form zu bringen. Bei Aussagen, die durch eine Verfälschung der logischen Struktur zu Mißverständnissen und Pseudoproblemen führen, muß außerdem gezeigt werden, wie gerade die ungeklärte Struktur der Alltagssprache dafür verantwortlich ist.

So lassen sich alle überhaupt möglichen Aussagen auf ihre atomaren, logischen Bestandteile zurückführen. In ihrer abgekürzten, komplexen Form sind sie nur „logische Konstruktionen“ aus diesen. Z. B. „Die Familie Maier lebt in Feindschaft mit der Familie Müller“ ist eine logische Konstruktion aus Einzelaussagen über die einzelnen Glieder beider Familien und deren konkretes Verhalten zueinander. Die Wahrheit und Falschheit von Aussagen muß von der Wahrheit und Falschheit der Elementarsätze her entschieden werden, in die sie aufgelöst werden, und damit von deren kombinierten Wahrheitsfunktionen. Sinn, Inhalt, Bedeutung eines Satzes, das, was er *meint*¹⁵, *besteht* in diesen Wahrheitsfunktionen. Das heißt z. B.: Mit dem Satz „Peter ist groß“ bringe ich zum Ausdruck, *meine* ich, unter welchen Bedingungen ich diesen Satz für wahr und unter welchen ich ihn für falsch halte. Wenn ich keine solchen Bedingungen angeben kann, dann weiß ich tatsächlich *nicht*, was die Worte „Peter“, „groß“ oder „ist“ bedeuten. Ich gebe dann meinen Sprachlauten keinen Sinn. Da man das Feststellen der Wahrheitsfunktionen eines Satzes dessen „Verifizierung“ nennt, sagt man dann auch: Die Bedeutung eines Satzes ist die Methode seiner Verifizierung.

Ein Satz, der sich grundsätzlich nicht auf Wahrheitsfunktionen zurückführen läßt, kann nicht verifiziert werden: Es gibt keine angebbaren Bedingungen, unter denen er wahr oder falsch wäre. Ein solcher Satz *ist* dann aber auch nicht wahr *oder* falsch. Er ist einfachhin sinnlos; er hat keine Bedeutung und drückt keinen Inhalt aus. Er ist überhaupt keine Aussage und kein Satz, sondern tritt nur in deren Gewand auf. Die Analyse entlarvt ihn als sinnloses Wortgebilde. Sätze, die sich bei ihrer Analyse als *Tautologien* herausstellen¹⁶, können grundsätzlich keinerlei Aussage über die Wirklichkeit machen. Sie sind ja mit *jedem* Wahrheitswert ihrer Elementarsätze und so mit jedem möglichen Tatbestand verträglich. Sie ergeben sich einfach aus dem definitorisch festgelegten Sinn der logischen Konstanten des Systems¹⁷, aus dem logischen „Symbolismus“. Sie entspringen also keineswegs als „notwendige Wahrheiten“ irgendeiner nichtempirischen Einsicht in einen Sachverhalt. Nicht nur alle Sätze der Logik und Mathematik sind solche Tautologien. Die Analyse von Aussagen und ihre Reduktion auf Elementarsätze geschieht in Tautologien: Bei der

¹⁵ Im Englischen „meaning“.

¹⁶ Vgl. Anm. 13.

¹⁷ Vgl. Anm. 13.

Analyse eines Satzes muß ja dessen Bedeutung unverändert erhalten bleiben. Auch Grundbegriffe der Wissenschaften und Naturgesetze werden teilweise als „implizite Definitionen“ und somit als Tautologien betrachtet. Ebenso läßt sich eine Reihe metaphysischer Scheinprobleme dadurch bereinigen, daß man sie als Tautologien erkennt und ihnen damit den Anspruch nimmt, Aussagen über die *Wirklichkeit* zu machen. Nur Sätze, die weder Tautologien noch Kontradiktionen sind, können etwas über Tatsachen aussagen. Sie müssen und können anhand der Wahrheitsfunktionen ihrer Elementarsätze verifiziert werden. Das heißt, es stellt sich hier letztlich die Frage, ob ein bestimmter atomarer Sachverhalt in der Wirklichkeit gegeben ist oder nicht. Diese Frage kann nur von der unmittelbaren *Erfahrung* des betreffenden Sachverhaltes her beantwortet werden.

Es ist klar, daß diese Form der Philosophie und ihre Methode mit den meisten Aussagen der traditionellen Metaphysik nicht gerade wohlmeinend umgeht. Ganze Gebiete der überkommenen Philosophie erledigen sich ja so einfach: Keine Aussage über Gott scheint auf diese Weise verifizierbar. Dasselbe gilt von der Existenz einer geistigen Seele und ihrer Unsterblichkeit. Ob der Ethik Aussagencharakter zugestanden wird, hängt davon ab, ob man *moralische* atomare Sachverhalte und elementare Werturteile annimmt. Andernfalls reduziert sich Ethik eben wie Ästhetik auf Aufforderungen und Gefühlsäußerungen und die *tautologische* Behauptung eines moralischen Standards einer bestimmten Gesellschaft. Auch für solche Allgemeinaussagen, die sich nicht als implizite Definitionen erkennen lassen, stellt sich die Frage, ob man atomare, universale Tatsachen zulassen will oder eben diesen Allgemeinaussagen den Aussagencharakter bestreitet.

Übereinstimmend nimmt man eigentlich nur die ganz einfachen Tatbestände der Sinneserkenntnis als atomare Fakten an: „Das da ist rot“ usw. Der Grund dafür liegt nicht nur in der sicher vorherrschenden empiristischen Einstellung. Die *Einfachheit* der logischen Struktur solcher Berichte über Sinneswahrnehmungen legt eben nahe, daß man in ihnen die *Elementarsätze* der Sprache gefunden hat. Hier wird ja anscheinend von einem letztlich einfachen Gegenstand eine nicht mehr weiter zurückführbare Eigenschaft oder Beziehung ausgesagt. Wir werden auf die Schwierigkeiten dieser Position noch zurückkommen. Dennoch ist Russells Logischer Atomismus nicht eigentlich anti-metaphysisch: Es liegt ihm im Gegenteil eine ganz bestimmte Anschauung vom Aufbau der Welt und vom Verhältnis der Sprache zu den Tatsachen zugrunde: Die atomaren Sätze, auf die alle anderen reduziert werden, sind nicht nur die *logisch* letzten, voneinander unabhängigen und so nur äußerlich miteinander verbind-

baren Bestandteile der *Sprache*. Sie formulieren die atomaren *Tatsachen*, aus deren Summe die Gesamtheit der Welt besteht¹⁸. Sie drücken diese aus, ja bilden sie ab. Die realistische Entsprechung von Sprache, Logik und Wirklichkeit wird so gewahrt, ja extrem betont. Die Struktur der atomaren Sätze soll die Struktur der Sachverhalte abbilden. „In einer logisch vollkommenen Sprache würden die Worte eines Satzes genau den einzelnen Elementen des betreffenden Sachverhaltes entsprechen. . . . Eine solche Sprache wird auf den ersten Blick die logische Struktur der behaupteten oder verneinten Tatsache sehen lassen.“¹⁹ Zu diesem Ziel muß der atomare Satz so gebaut sein, daß sein Objekt ein völlig singulärer Begriff und sein Prädikat eine einfache, eindeutige Bestimmung ist. Nur dann bildet er eine atomare Tatsache ab, daß nämlich ein bestimmter partikulärer Gegenstand eine bestimmte Eigenschaft besitzt oder nicht. Die logischen Eigenschaften des *Subjektsbegriffes*, einer logischen Partikel²⁰, und des *Prädikatsbegriffes*, einer Bestimmung, schließen sich in einem solchen Verständnis notwendig gegenseitig aus. Daraus folgt, daß der Subjektsbegriff, die logische Partikel, keine „Beschreibung“ sein darf. Als Beschreibung (z. B. „Das neue Haus der Jesuiten in der Zuccalistrasse“) enthält er ja prädikatsartige, *allgemeine* Bestimmungen. Der Subjektsbegriff darf also noch durch keinerlei Aussage bestimmt sein. Er muß ein „logischer Eigenname“ sein. Statt „Der Baum ist groß“ muß man also sagen: „Das da ist ein Baum und ist groß.“ Oder statt: „Der augenblickliche König von Frankreich ist kahl“: „Es gibt etwas und nur eines, das ist jetzt König von Frankreich und ist kahl.“²¹

Natürlich taugen die üblichen Namen nicht als sprachlicher Ausdruck für logische Eigennamen: „Erna“ ist Abkürzung für „meine Schwester“ oder in einem andern Kontext für „Gotthards Frau“. Als logische Eigennamen bleiben also nur Demonstrativpronomina und -adverbia übrig: „Das da“, „hier“ usw. Aber auch sie dürfen nicht im alltäglichen Sinn verstanden werden, da auch sie oft nur abgekürzte Beschreibungen sind für: „Das, worauf ich jetzt zeige.“ — Aus all dem folgt, daß als atomarer Sachverhalt nur ein Sachverhalt *direkter* und *augenblicklicher* Kenntnis in Frage kommt. In jedem anderen Fall ist der Begriff, den man für den Gegenstand verwendet, notwendig wieder eine Beschreibung, etwa meiner Erinnerungsvorstellung, aber kein logischer Eigenname.

¹⁸ Vgl. L. Wittgenstein, *Tractatus logico-philosophicus* (London 1922) 1. bis 1. 2.

¹⁹ B. A. W. Russell, *The Philosophy of Logical Atomism* (*The Monist* 1918/19). — Vgl. Anm. 10 und 13.

²⁰ Russells „*particulars*“. Vgl. Russell, *Monist* 1918.

²¹ Ein seit Russell berühmtes Beispiel. Das Problem liegt natürlich darin, daß es keinen König von Frankreich mehr gibt.

Ähnlich vorsichtig muß man mit den anscheinend so einfachen Begriffen für Sinnesqualitäten umgehen: Worte wie „rot“, „groß“, „daneben“ geben ja schon nicht mehr eindeutig die genaue Charakteristik *dieses* bestimmten Farbtones, *dieser* Beziehung oder Gestalt in einem *bestimmten* Sachverhalt wieder. Vor allem aber ist die einzelne Sinnesqualität eines bestimmten Sachverhaltes letztlich nicht mehr von der Sinnesempfindung des Erkenntnissubjektes abtrennbar und grundsätzlich immer möglichen Sinnestäuschungen ausgesetzt. So bleibt als Gegenstand eines atomaren Sachverhaltes nur etwas fast Ungreifbares übrig, das man kaum identifizieren kann, und als seine Bestimmung etwas, das dauernd in Gefahr ist, sich ins Subjektive zu verflüchtigen. Damit tauchen zum erstenmal die später so entscheidenden Probleme der Identifizierung und Re-identifizierung von partikulären Gegenständen²² und die Frage nach den Sinnesdaten²³ auf.

In dem Anspruch der logisch exakten Sprache, den Sachverhalt *abzubilden*, wird jedoch zweierlei deutlich: Erstens genügt es bei der Analyse nicht, komplexe logische Gebilde auf einfachere zu reduzieren, die aber doch derselben Aussagenebene angehören. Nur wenn es sich schon von Anfang an um einen Tatbestand *direkter* Kenntnis handelt, gehören Anfangs- und Endprodukt der Analyse *derselben* Ebene an: z. B. „Das ist ein Baum, und er ist groß.“ — Sonst muß man in der Analyse gerade auf diese *andere* Ebene der direkten Kenntnis gelangen, weil man nur dort logische Eigennamen verwenden kann: z. B. „Erna“ = „die und nur die, der ich im Moment einen Brief schreibe“ — wobei natürlich eine Reihe von Begriffen einer weiteren Analyse bedarf. Konsequenterweise legt sich hier schon die Reduktion aller Aussagen auf Protokollsätze über momentane Sinnesdaten im Sinne des Wiener Kreises nahe. — Zweitens: Diese analytische Methode und der Atomismus bedingen sich gegenseitig: Ziel der Methode ist, durch die Entsprechung von sprachlicher Aussageform und Sachverhalt Einsicht zu gewinnen in die Struktur der Welt. Der Logische Atomismus ist die Metaphysik, die der analytischen Methode Ziel und Berechtigung gibt. *Urmson* sagt das so: „Wenn man von logischer Form reden will“ — nämlich von der eigentlichen und exakten Form, auf die unsere Aussagen gebracht werden müssen — „und wenn man Analyse treiben will, dann muß man entweder ein logischer Atomist sein oder sich eben eine bessere Rechtfertigung einfallen lassen.“²⁴

²² Das Problem der Identifizierung von logischen Partikeln spielt bis in die jüngste Zeit hinein eine Rolle: vgl. P. F. Strawson, *Individuals*.

²³ Vgl. unten S. 228 f.

²⁴ A. a. O. 98.

Der Logische Positivismus in England seit Ayer

Der Umschwung vom Atomismus zum Positivismus in England in den frühen dreißiger Jahren besteht im wesentlichen im Aufgeben der atomistischen Metaphysik als der rationalen Rechtfertigung der analytischen Methode. Damit zugleich und dadurch bedingt vollzog sich eine wesentliche Verschärfung der empiristischen Position. Zwar führen zu dieser Ablehnung der atomistischen Metaphysik auch deren spezifische Schwächen. Wir haben oben einige angedeutet. Diese spielen für die Entwicklung der einzelnen Philosophen auch eine Rolle und zeigten sich zum Teil schon früher. Teilweise handelt es sich dabei um Probleme, die auch den Positivismus betreffen und die weitergetragen werden, bis sie schließlich auch diesen desavouieren. Der entscheidende Grund für die Ablehnung des Atomismus war jedoch ein *prinzipieller*: die grundsätzliche Ablehnung jeder Metaphysik!

So darf das Aufblühen des Logischen Positivismus in England auch nicht als eine Revolte des englischen „common sense“ gegen eine überspitzte Philosophie verstanden werden. Freilich waren Moore und andere, obwohl Anhänger der analytischen Methode, nie Atomisten gewesen. Sie wurden aber aus ihrer Tradition heraus auch nie Positivisten! — Freilich ist in der Art, in der der Positivismus des Wiener Kreises in England übernommen wird, etwas von dieser philosophischen Haltung spürbar. Diese zeigt sich aber gerade darin, daß die extrem konsequenten Positionen Schlicks und Carnaps nie viel Anklang fanden. Ja die Konsequenz dieser Richtung trug wesentlich zum späteren Zusammenbruch des positivistischen Systems bei. Nein: Die Ablehnung des Atomismus in dieser Zeit ist eine grundsätzliche und wesentlich *systematische* Ablehnung *jeder* Metaphysik!

Der Anstoß zu dieser Entwicklung kam eigentlich nicht von außen. Freilich erklärt sich der so plötzliche Zusammenbruch des Atomismus daraus, daß im Wiener Kreis die entsprechenden Argumente schon seit Jahren vorbereitet waren. Vor allem stammte der Wiener Kreis ja aus derselben geistigen Tradition: Nach dem ersten Weltkrieg bestand in Wien eine Gruppe von empiristisch eingestellten Philosophen, die starkes Interesse an der Entwicklung der Wissenschaften, besonders der Mathematik und Physik, nahmen. Sie waren stark beeinflusst von Machs älterem Positivismus und von Russells mathematischen und logischen Schriften. Als Wittgenstein, der nach seiner Studienzeit in Cambridge wieder in Österreich lebte, 1921 den *Tractatus* veröffentlichte²⁵, bekam dieser für den Wiener Kreis, der sich 1922 formell konstituierte, entscheidende Bedeutung. Der „Logische Positivismus“ bzw. „Empirismus“ wurde die offizielle Lehrmeinung.

²⁵ Vgl. Anm. 18.

Wittgenstein hatte im *Tractatus* immer wieder darauf hingewiesen, daß man über das Verhältnis der Sprache zur Wirklichkeit einfachhin nicht reden könne. Über die „Abbildung“ der Wirklichkeit durch die sprachliche Form der Aussage läßt sich sprachlich nichts sagen: Wenn Sprache abbildet, dann tut sie das nämlich gerade nach der Art des Bildes: Sie *zeigt* das Abgebildete und dessen Struktur, aber sie macht keine Aussage darüber. Sie *sagt* es nicht. „Was sich zeigt, kann nicht gesagt werden.“²⁶ Man kann ja auch den Vorgang des Malens und die Beziehung eines Gemäldes zum dargestellten Gegenstand nicht wiederum auf die Leinwand bringen. Wenn das so ist, dann kann es natürlich keinerlei *sachbezogene* Philosophie, keine Metaphysik geben, weil man sie einfach nicht sagen kann.

Diese Position folgt schon aus der logischen Struktur der Sprache, wie Russell sie entwickelte: Wenn Sätze nur dann sinnvoll sind, wenn man sie verifizieren kann, d. h. wenn sie sich auf die Wahrheitsfunktionen ihrer aus direkter Beobachtung stammender Elementarsätze reduzieren lassen, dann sind alle sinnvollen Sätze entweder Tautologien, die keine Aussage über die Wirklichkeit machen, oder selbst empirische Sätze. Metaphysische Behauptungen erheben jedoch den Anspruch, Aussagen über die Wirklichkeit zu machen. Sie wollen also keine Tautologien sein. Andererseits will Metaphysik von der Naturwissenschaft und damit von empirischer Beobachtung *unabhängige* Aussagen machen oder doch wenigstens solche, die in ihrer *Sachhaltigkeit* darüber hinausgehen. Ihre Sätze sollen also gerade *als* metaphysische Sätze grundsätzlich *nicht* im obigen Sinn aus der Erfahrung verifizierbar sein²⁷. Daraus folgt, daß alle metaphysischen Sätze sinnlos sind: Sie machen überhaupt keine Aussage.

Das gilt natürlich nicht nur von der traditionellen Metaphysik, die schon der Atomismus ablehnte. Es gilt genauso von allen Sätzen, die die logischen Atomisten über das Verhältnis der Sprache zur Wirklichkeit machen, von jeder Aussage über atomare Fakten, deren Struktur usw. Wie soll man solche Sätze denn verifizieren? Sicher sind sie nicht als Tautologien gemeint. Sie wollen ja Aussagen über die Wirklichkeit machen. Durch irgendeine empirische Beobachtung können sie aber nicht verifiziert werden. Also sind sie metaphysischer „Unsinn“. Nicht nur eine *bestimmte* Aussage der Philosophie über die Wirklichkeit ist somit *falsch*. Jede solche Aussage ist *unsinnig*. Philosophie kann überhaupt keine Aussage über die Wirklichkeit machen. Das kann nur die

²⁶ A. a. O. 4. 12 – 4. 1212. Vgl. 4.111.

²⁷ Hier geben wir natürlich die Meinung des Logischen Positivismus über die Metaphysik wieder. Deren tatsächliches Verhältnis zur Erfahrung ist komplizierter. Außerdem hängt hier alles davon ab, wie man Erfahrung bestimmt.

Empirie, die Beobachtung: die „Naturwissenschaft“²⁸. Deren Sätze allein sind grundsätzlich verifizierbar. Philosophie hat also nur mehr die Aufgabe, mit ihrer analytischen Methode über die Sprache zu wachen: Aussagen zu klären. Sie ist Sprachkritik. Sie ist keine Lehre, sondern eine Tätigkeit. Eigentlich „klärt“ sie nicht einmal, was die Beobachtungssätze der Naturwissenschaft meinen: Sie sagt nur immer wieder gegenüber jedem metaphysischen Verständnis dieser Sätze, daß sie das *nicht* meinen können. „Die richtige Methode der Philosophie wäre eigentlich die: Nichts zu sagen, als was sich sagen läßt, also die Sätze der Naturwissenschaft — also etwas, was mit Philosophie eigentlich nichts zu tun hat —, und dann immer, wenn ein anderer etwas Metaphysisches sagen wollte, ihm nachzuweisen, daß er gewissen Zeichen in seinen Sätzen keine Bedeutung gegeben hat.“²⁹

Natürlich hat Wittgenstein durch große Teile des Tractatus genau etwas anderes getan: nämlich atomistische Metaphysik getrieben. Aber er weiß das und sagt deshalb am Ende des Tractatus: „Meine Sätze erläutern dadurch, daß sie der, welcher mich versteht, am Ende als unsinnig erkennt, wenn er durch sie — auf ihnen — über sie hinausgestiegen ist.“³⁰ Der Schluß ist dann das berühmte Zitat von Lichtenberg: „Worüber man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen.“³¹

Das alles hatte Wittgenstein schon 1922 geschrieben, aber in der Zeit des Logischen Atomismus überlas man es und blieb bei seinen atomistischen Thesen stehen. Es brachte ihm höchstens Kritik ein. In Wien wurden jedoch gerade diese Gedanken des Tractatus aufgenommen und schnell fruchtbar.

Ayer, der sich Anfang der dreißiger Jahre eine Zeitlang zu Studien in Wien aufhielt und an den Diskussionen des Kreises teilnahm, wurde gerade von diesen Gedanken beeinflusst. Mit seinem nach seiner Rückkehr 1934/35 geschriebenen Buch „Language, Truth and Logic“ verhalf er dem Logischen Positivismus in England zu einem raschen und vollkommenen Sieg.

Welche *Rechtfertigung* gibt sich die analytische Philosophie nun, nachdem sie sich von ihrer atomistischen Begründung befreit hat? Ihre einzige Aufgabe ist die Sprachkritik. Ihr Gegenstand ist nicht die Wirklichkeit, sondern nur die Sprache. Sie kann also eigentlich nicht von Tatsachen und Dingen reden, sondern nur von Sätzen und Wörtern. Das wird von Carnap und seit Ayer auch in England grundsätzlich konsequent durchgeführt: Philosophisch sagt man nicht: „Eine

²⁸ Die häufige Identifizierung von Erfahrung und Naturwissenschaft ist zu beachten! — Vgl. L. Wittgenstein, a. a. O. 4.111, 6.53.

²⁹ A. a. O. 6.53. — Vgl. 4.0031, 4112.

³⁰ A. a. O. 6.54.

³¹ A. a. O. 7.

Rose ist ein Gegenstand“, sondern: „Rose‘ ist ein Dingwort“, nicht: „Es ist eine Tatsache, daß die Rose rot ist“, sondern: „Die Rose ist rot‘ ist ein Satz.“ Statt der „materialen“ Ausdrucksweise, die von Dingen, Gegenständen, Seienden oder Personen redet, ist die „formale“ zu gebrauchen, die nur Sätze, Wörter usw. kennt.

Diese Umformung materialer in formale Ausdrücke wird eine wesentliche Aufgabe der philosophischen Analyse. Auch sie hilft wieder, metaphysische Pseudoaussagen zu entlarven. Die materiale Ausdrucksweise unserer Alltagssprache ist ja nach Carnap eine der wesentlichen Quellen der Metaphysik. So wird z. B. Wittgensteins berühmtes Wort: „Es gibt allerdings auch Unaussprechliches“ übersetzt: „Es gibt Worte, die keine Worte sind“ — ein reiner Widerspruch!

Freilich ist die Umformung gewöhnlicher Sätze in die formale Ausdrucksweise bisweilen schwierig, aber sie ist grundsätzlich immer möglich. Sie braucht auch gar nicht immer durchgeführt zu werden: Die materiale Sprache ist ja nicht eigentlich falsch. Man kann sie also ruhig weiter benützen, wenn man sich nur darüber klar ist, was man tut und sich vor ihren spezifischen Gefahren hütet.

Man kann also genauso wie bisher Analyse treiben; nur ist deren Aufgabe jetzt eine andere: Es geht nicht mehr darum, die logische Struktur der *Welt* und ihren Aufbau aus atomaren Tatsachen aufzuzeigen, sondern nur mehr darum, zu zeigen, welche Worte und Sätze die gleiche Bedeutung haben, auf diese Weise komplexe Aussagen in einfache umzuformen und so die logische Struktur der *Sprache* darzustellen. Das ist grundsätzlich deshalb berechtigt, weil man die Sprache weiterhin als einen *logischen Kalkül* versteht, der sich extensional aus den Wahrheitsfunktionen einfachster Aussagen aufbaut. Diese logische Struktur der Sprache aufzuzeigen und sie in der Alltagssprache sichtbar zu machen, ist die Aufgabe und Rechtfertigung der Analyse im Logischen Positivismus. Die Analyse hat außerdem eine praktische Bedeutung für die Klärung der Begriffe und Aussagen der Wissenschaften und das Verständnis eines wissenschaftlichen Systems. In diesem Sinn spielt sie auch heute noch eine Rolle in der Wissenschaftstheorie.

Da man am Verständnis der Sprache als eines logischen Kalküls festhält, stellt sich genau wie beim Atomismus folgende Frage: Welches sind die einfachsten Elemente der Sprache, aus denen sie sich aufbaut? Die Antwort ist: Die einfachen Beobachtungssätze der Erfahrung, die den Naturwissenschaften zugrunde liegen: die Protokollsätze des Wiener Kreises; z. B. „Das da: rot“. Sätze dieser Art und Struktur sind deshalb Protokollsätze, weil Erfahrungsberichte ebendiese sprachliche Form haben. „Rot“, „grün“, „rund“ usw. drücken dabei nicht die *objektive* Farb- oder Gestaltsqualität eines Gegenstandes aus

— das wäre wieder etwas Metaphysisches —, sondern den Erfahrungs-*inhalt*: ein *Sinnesdatum*. Welche von den verschiedenen möglichen Protokollsätzen man für die Beschreibung der Erfahrung *annimmt* („Das da: rot“ oder „Das da: grün“), hängt nach Schlick und Ayer davon ab, ob sie eben eine bestimmte Erfahrung *richtig* wiedergeben. Wir werden noch sehen, daß das erst recht wieder in Schwierigkeiten bringt.

Alle Sätze müssen also dementsprechend auf solche Sätze über Sinnesdaten reduziert werden. Philosophisch richtig redet man nicht über den Tisch, sondern über eine Reihe kombinierter Sätze über *Sinnesdaten*. Der Tisch und alle „Dinge“ dieser Welt sind „logische Konstruktionen“ aus diesen. Das bedeutet nicht, logische Konstruktionen seien nur fiktive Gegenstände, wie etwa das Einhorn. „Die Behauptung, Tische seien logische Konstruktionen aus Sinnesdaten, ist überhaupt keine Aussage über die Wirklichkeit . . . Sie ist eine Aussage über die Sprache und meint, daß das Sprachsymbol ‚Tisch‘ in Ausdrücken von bestimmten Symbolen definiert werden kann, die für Sinnesdaten stehen.“³²

Das gilt auch von Menschen und in besonderer Weise von allen psychologischen Gegebenheiten: „Ich muß auch andere Menschen in Begriffen definieren, die deren empirische Erscheinung ausdrücken, nämlich das Verhalten ihres Körpers. Daß es ‚hinter‘ diesen Sinnesdaten Wirklichkeiten gibt, die für meine Beobachtung grundsätzlich unzugänglich sind, kann nicht mehr Sinn haben als die zugestandenermaßen metaphysische Annahme, solche Wirklichkeiten lägen den Sinnesdaten ‚zugrunde‘, aus denen materielle Dinge konstituiert werden. Ich habe also genauso Grund, die Existenz anderer Menschen anzunehmen, wie die von materiellen Dingen: In jedem Fall wird meine Hypothese dadurch verifiziert, daß in der Geschichte meiner Sinneswahrnehmung eine entsprechende Reihe von Sinnesdaten vorkommt.“ Dadurch wird das Bewußtsein anderer nicht geleugnet, „denn wenn ich behauptete, daß irgend etwas bewußt ist, behauptete ich ja nicht mehr, als daß es bei jedem denkbaren Test die empirischen Erscheinungen von ‚Bewußtsein‘ zeigt“³³. Dieser „Logische Behaviourismus“, wie man ihn genannt hat, spielt im Bereich des Leib-Seele-Problems und unserer Erkenntnis der psychischen Vorgänge in anderen Menschen weit über den Bereich und das Ende des Logischen Positivismus hinaus eine bedeutende Rolle³⁴. Ob Protokollsätze falsch sein, ob und wie sie eventuell korrigiert werden könnten, war umstritten. Zum Teil glaubte man in ihnen — recht nach der Art Descartes’ —

³² A. J. Ayer, a. a. O. 74.

³³ A. a. O. 202 f.

³⁴ Vgl. G. Ryle, *The Concept of Mind* (London 1949).

den unfehlbaren, absoluten Anfang unserer Erkenntnis gefunden zu haben, von dem aus dann alles Weitere nur logische Kombination in Tautologien sei³⁵. Diese ganze Position ist jedoch, wie vor allem Carnap und Neurath betonten, nicht wirklich konsequent: Wenn man die Protokollsätze dadurch bestimmt, daß sie die Form direkter *Berichte* von Sinnesgegebenheiten haben, und wenn man unter ihnen die als richtig auswählt, die eben eine Sinnesgegebenheit *richtig* wiedergeben, dann weisen sie sich als solche eben doch wieder durch einen Bezug zur „Wirklichkeit“ aus, *nicht* durch ein *sprachliches* Kriterium. Wo man das Endprodukt der Analyse erreicht hat, wird *sachlich* bestimmt. Das aber kann nicht Aufgabe der Philosophie sein, die es nur mit Tautologien zu tun hat. Daß bestimmte Sätze aufgrund ihrer formalen Struktur Sinneserfahrung registrieren und welche Sätze diese Erfahrung *richtig* registrieren, gehört nicht dazu. Formal läßt sich dieses Dilemma so formulieren: Ist der Satz „Protokollsätze sind direkte Berichte über eine Sinnesgegebenheit“ eine innersprachliche Tautologie oder nicht? Jede Lösung erscheint für die ganze analytische Philosophie im Sinn des Logischen Positivismus fatal!

Carnap versuchte dieses Problem mit systematischer Konsequenz zu lösen: 1. Daß man als Protokollsätze solche der Form: „Jetzt: Freude“, „Hier, jetzt: blau“ annimmt, beruht auf reiner Konvention. „Jede bestimmte Aussage, die zum physikalischen Sprachsystem gehört, kann unter entsprechenden Umständen als Protokollsatz dienen.“³⁶ — 2. Die Protokollsätze, die man als richtig annimmt, sind eben die, die von den zuständigen Wissenschaften angenommen werden. — Natürlich wird das Problem so nicht gelöst, sondern nur verschoben. Außerdem tritt eine Reihe neuer paradoxer Folgen auf³⁷. Da sich jedoch die extreme Richtung Carnaps in England nie wirklich durchgesetzt hat, brauchen wir auf sie nicht weiter einzugehen. In England hielt man eben einfach an der empirischen Basis der Protokollsätze fest und hoffte eines Tages eine Lösung dieses Problems zu finden.

Dasselbe Problem taucht jedoch auch bezüglich der konkreten Reduktion komplexer Sätze auf die Wahrheitsfunktionen der Protokollsätze auf, also bezüglich der *Durchführung* der Analyse überhaupt. Aus der Grundauffassung der analytischen Philosophie von der Sprache als eines rein extensionalen Kalküls ergibt sich, daß die

³⁵ Vgl. J. L. Austin, *Sense and Sensibilia*. Ed. by J. O. Urmson and G. J. Warnock (Oxford 1961).

³⁶ O. Carnap, Über Protokollsätze, zit. in: Ayer, *Verification and Experience*, 145.

³⁷ Vgl. A. Quinton, *The Foundation of Knowledge*, in: *British Analytical Philosophy*. Ed. by B. Williams and A. Montefiore (Internat. Lib. of Phil. and Scient. Method, [London 1966]).

Bedeutung eines Satzes die Methode seiner Verifizierung ist, d. h. seiner Rückführung auf die Wahrheitsfunktionen von Protokollsätzen. Nun sind *Allgemeinaussagen* („Alle A sind B“) auch durch eine noch so große Zahl von *Einzelbeobachtungen*, Aussagen, die die Vergangenheit betreffen („König Ludwig ist tot“), durch Protokollsätze, die notwendig der *Gegenwart* angehören, nie vollständig verifizierbar. Naturgesetze, physikalische Theorien und Aussagen der Geschichte gehören aber sicher zum Bestand wissenschaftlicher, sinnvoller Aussagen. Wenn man schließlich als Protokollsätze nur Sätze über Sinnesdaten zuläßt und damit jede Aussage auf Aussagen über Sinnesdaten reduziert, dann besteht dasselbe Problem bei *jedem* Satz über irgendein Ding dieser Welt: Ein Satz über einen Tisch oder gar über das Vorhandensein eines Gegenstandes, wenn niemand ihn wahrnimmt („Im Zimmer nebenan steht ein Stuhl“), kann auch durch eine noch so große Anzahl von Sätzen über — seien es nun tatsächliche oder doch wenigstens mögliche³⁸ — Sinnesdaten nie vollständig verifiziert werden.

Karl Popper versuchte deshalb als Kriterium für die Sinnhaftigkeit von Sätzen statt der Verifikation die Falsifikation einzuführen: Eine Allgemeinaussage ist dann sinnvoll, wenn sie vollständig falsifiziert werden kann, d. h., wenn durch Beobachtung seine Falschheit festgestellt werden kann; das aber ist dann der Fall, wenn beobachtet wird, daß die Aussage auch nur in einem einzigen Fall nicht zutrifft. Natürlich taucht das Problem dann eben am anderen Ende auf: Ein allgemein als sinnvoll angenommener Satz wie „Einige A sind B“ kann so nämlich nie vollständig falsifiziert werden; denn auch eine noch so häufige Beobachtung, daß A nicht B ist, schließt nicht aus, daß es unter den nicht beobachteten Fällen einige gibt, in denen A doch B ist. Statt des strengen Verifikationsprinzipes („Der Sinn eines Satzes ist die Methode seiner Verifizierung“) versuchte man es daher in England im allgemeinen mit einer schwächeren Formulierung: Ein Satz ist sinnvoll, wenn es bestimmte, letztlich in Protokollsätzen formulierte Beobachtungen gibt, die für seine Wahrheit oder Falschheit *bedeutsam* sind. Diese Formulierung legt sich nahe, wenn auch die Protokollsätze selbst nicht unwiderruflich logisch gültig, sondern korrigierbar sind — wozu die Möglichkeit der Sinnestäuschung usw. zu zwingen scheint. Dann ist nämlich überhaupt keine Tatsachen-

³⁸ Daß ein Gegenstand auch dann existiert, wenn niemand ihn wahrnimmt, soll nichts anderes heißen, als daß bestimmte Sinnesdaten möglich sind — wenn ihn nämlich jetzt jemand wahrnehme. — Hier taucht natürlich das alte Problem Berkeleys wieder auf: „The table I write on, I say, exists, that is I see and feel it; and if I were out of my study I should say it existed, *meaning* thereby that if I was in my study I *might* perceive it, or that some other spirit actually does perceive it.“ (A Treatise concerning the Principles of Human Knowledge, I, 3 [1710]).

behauptung vollständig und definitiv verifizierbar. Alle solche Sätze haben nur Wahrscheinlichkeitsgeltung. Das allerdings soll nach Ayer für die Praxis genügen und der tatsächlichen Situation menschlicher Erkenntnis entsprechen.

Ganz abgesehen davon, daß „wahrscheinlich“ und „sicher“ hier einen neuen, vom gewöhnlichen abweichenden Sinn bekommen, muß bei dieser schwachen Formulierung des Verifikationsprinzipes natürlich näher bestimmt werden, *welche* Beobachtungen für Wahrheit und Falschheit bedeutsam sind. Die Schwierigkeit, hierbei einerseits *alle* üblicherweise als metaphysisch betrachteten Sätze auszuschließen, andererseits jedoch *keine* allgemein für sinnvoll gehaltenen Aussagen zu eliminieren, war so groß, daß man keine exakte Formel finden konnte . . . und das Problem vertagte.

Die zweite Schwierigkeit, die sich bezüglich des Verifizierungsprinzipes stellte, war jedoch schlechthin fatal: Genau wie bei den Protokollsätzen muß man nämlich fragen: Ist das Verifizierungsprinzip selbst eine analytische, *inersprachliche* Tautologie oder ein aus der *Erfahrung* stammender Satz? Wie es aus der Erfahrung stammen sollte, war nicht einzusehen. Außerdem müßte es dann selbst verifiziert werden und die Frage würde unendlich wiederkehren. Es kann aber auch keine inersprachliche Tautologie sein, weil dann die Verifizierung und mit ihr die ganze Analyse keine Beziehung mehr zur Erfahrung hätte: Daß man überhaupt verifiziert und Analyse betreibt, wäre dann nur die Folge einer arbiträren sprachlichen Konvention. Daß sich im Verifizierungsprinzip aber die nicht aus *Einzel*erfahrung gewinnbare *Grundstruktur* des Denkens, der Erfahrung selbst oder der Sprache zeigt — diese letzte Alternative macht das Verifizierungsprinzip zu einem *metaphysischen* Prinzip!

Der Zusammenbruch des Systems: Austin gegen Ayer

Das System des Logischen Positivismus wies so eine Reihe von beachtlichen Schwierigkeiten auf: Formulierung und Rechtfertigung des Verifizierungsprinzipes, Bestimmung und Auswahl der Protokollsätze usw. Manche Probleme wurden mit dem formalen, logischen Erbe des Atomismus übernommen: die Festlegung der logischen Eigenamen samt ihrer Identifizierung und Reidentifizierung. Fraglich war immer auch, ob bei der Analyse auf Elementarsätze, Protokollsätze oder Sinnesdaten der Sinn des ursprünglichen Satzes wirklich gewahrt wurde. Das bereitete ja nicht nur bei Allgemeinaussagen Schwierigkeiten. Die Bedingungssätze der normalen Sprache („*Wenn es brennt, dann entsteht Rauch*“) konnten durch die von Russell übernommene „Implikation“ Freges nicht ausgedrückt werden³⁹. Sie spielten jedoch

³⁹ Vgl. Anm. 13.

für die Naturwissenschaften eine anscheinend unersetzbare Rolle („Wenn ein Gegenstand erhitzt wird, dehnt er sich aus“). Das Problem zeigte sich besonders bei Sätzen, die eine nichterfüllte Bedingung enthalten („Wenn er nicht mit diesem Zug gefahren wäre, wäre er nicht verunglückt“). Es wurde nie befriedigend gelöst. — Konnten sodann Sätze über augenblickliche Sinnesdaten den Sinn einer Aussage über die Existenz von Gegenständen, die im Moment nicht wahrgenommen werden („Im Zimmer nebenan steht ein Stuhl“), über Ereignisse in der Vergangenheit oder über psychologische Gegebenheiten und Vorkommnisse in anderen Menschen wirklich wiedergeben? — Manche Sätze schließlich, wie das berühmte Beispiel „England erklärte 1914 Deutschland den Krieg“, haben gerade dadurch einen bestimmten Sinn, daß sie vieles unbestimmt lassen. In dem genannten Beispiel: wie so etwas wie eine „Kriegserklärung“ konkret rechtlich vor sich geht. Dafür kann es viele Möglichkeiten geben. Für einen solchen Satz lassen sich dann aber keine *bestimmten* Wahrheitsfunktionen angeben, die den Sinn des Satzes beibehalten. An diesem Beispiel zeigte sich auch, daß selbst in so einfachen Fällen eine Aussage z. B. über England nicht einfach auf Aussagen über Engländer reduziert werden kann.

Als besonderes Problem kam für das ganze System noch die Gefahr des *Solipsismus* dazu: Wenn man den Begriff anderer Menschen, der psychischen Vorgänge in ihnen und des Bewußtseins auf Aussagen über bestimmtes, sinnlich wahrnehmbares Geschehen reduziert, dann bekommen diese Begriffe nicht nur einen anderen als den üblichen Sinn: Die ganze Wirklichkeit eines Etwas, zu dem man „Du“ sagen kann, verflüchtigt sich! Das gilt natürlich erst recht, wenn die Reduktion auf Sinnesinhalte durchgeführt wird: Sinnesinhalte sind ja immer und notwendig *meine* und *nur* meine eigenen: Ist dann das, was man Dinge, Menschen usw. nennt — um das metaphysische Wort „Wirklichkeit“ zu vermeiden —, nicht doch trotz aller gegenteiligen Behauptungen nur mehr eine Projektion meiner Vorstellung?

Wo diese Probleme radikal und im Sinne des Systems konsequent gelöst wurden, wie z. B. bei Carnap, da gerieten die Lösungen am allermeisten in Widerspruch zu den üblichen Vorstellungen und wurden teilweise fast unüberschaubar kompliziert. Das aber mußte gerade in England, dem klassischen Land des „common sense“, zu einer Reaktion führen. Wenn alltäglichen Sätzen ein Sinn gegeben wird, von dem „der Mann auf der Straße“, der diese Sätze dauernd gebraucht, nicht nur nichts weiß, sondern zu dem er sagen würde: „Das meine ich gerade nicht!“, dann . . . tut man einfach nicht mehr mit. Das aber geschah bei der Umformulierung in die „formale Ausdrucksweise“ und der Reduktion auf Sinnesdaten.

Dieser Schwierigkeiten war man sich zum Teil schon ziemlich früh bewußt. Dennoch blieb das System bis zum Anfang der fünfziger Jahre im wesentlichen unangefochten und vorherrschend. Die Schwierigkeiten wurden entweder in der Hoffnung auf eine Lösung weiterdiskutiert, teilweise vertagte man sie auch einfach, wie die exakte Formulierung für das Verifizierungsprinzip in seiner schwächeren Form. Oder man machte eben vom gesunden Menschenverstand her einzelne Abstriche, ohne sich allzusehr um die Konsequenzen für das System als ganzes zu kümmern.

Mit Austins Angriffen ändert sich seit Beginn der fünfziger Jahre die Lage jedoch radikal: Es geht jetzt nicht mehr um die einzelnen Schwierigkeiten, sondern um die Grundvoraussetzung der ganzen analytischen Philosophie seit Russell: *Ist die Sprache wirklich ein logischer Kalkül?*

Wenn wir hier von „Austin gegen Ayer“ sprechen, dann entspricht das dem Eindruck, den ein Student in diesen Jahren in Oxford bekam und den man auch heute aus den Veröffentlichungen dieser Zeit bekommt. Natürlich gab es neben Austin andere und bald auch seine Schüler. Zur selben Zeit beginnen auch Wittgensteins Vorlesungsmanuskripte wenigstens im kleinen Kreis zu zirkulieren, in denen sich die Gedanken der nach seinem Tod veröffentlichten „Philosophischen Untersuchungen“⁴⁰ mit seinen „Sprachspielen“ und der Betonung des vielfältigen Gebrauches der Sprache finden. Aber es ist weitgehend Austin, der das Ansehen des Logischen Positivismus als eines Systems zerstört. Und es ist vor allem Ayer, gegen den er sich wendet und der mit diesem System identifiziert wird.

Wir müssen uns hier auf einige zentrale Probleme beschränken und übergehen dabei die Entwicklung, die Austin — ebenso natürlich seine Gegner — in dieser Zeit durchmachen. Das bedeutet allerdings gerade bei Austin, der die analytische Philosophie ja nicht von außen angreift, sondern dazugehört, dessen Tätigkeit im wesentlichen kritisch und gar nicht systematisch ist und der in erster Linie eine Menge Kleinarbeit in der Analyse des tatsächlichen Sprachgebrauches leistet, eine beinahe unerlaubte Vereinfachung.

Austin⁴¹ wendet sich in erster Linie gegen ein voreiliges und einseitiges systematisches Verständnis der Sprache. Sprachliche Formulierungen haben nicht den einzigen und einfachen Zweck, deskriptive, womöglich noch „wissenschaftliche“ Aussagen zu machen. Sprachliches Geschehen kann einen sehr vielfältigen und verschiedenen Sinn haben:

⁴⁰ *Philosophical Investigations* (Oxford 1953).

⁴¹ J. L. Austin, *Philosophical Papers*. Ed. by J. O. Urmson and G. J. Warnock (Oxford 1961). — Ders., *How to do Things with Words*. Ed. by J. O. Urmson (Oxford 1962).

Neben dem Aussagen-Machen gibt es das Versprechen, Befehlen, Wünschen, Beeinflussen, die Verteidigung, die Entschuldigung, das Urteil (im Sinn von Ablehnung oder Fürgutheißen), die Ausdrücke von Spielsprachen („Schach“, „Re“), die alltägliche Unterhaltung („small talk“), geistreiches Gerede, den Stimmungsausdruck, den Witz, das Schimpfen, die Erzählung, den Schwur, das Gebet und vieles mehr. Man kann diese Funktionen der Sprache nicht auf die *eine* der Aussage reduzieren. Sie sind keine abgeschwächten, weniger vollkommener oder gar Fehlformen der Aussage, sondern haben einen von dieser verschiedenen, ursprünglichen Sinn. So ist z. B. „Ich verspreche, daß ich ihn besuchen werde“ wenigstens normalerweise keine Aussage über meine innere Absicht: Das Sagen dieses Satzes *ist* das Versprechen. Ein Schwur, ein Gelübde, die Formel des Eheabschlusses beschreiben keinen Sachverhalt, sondern konstituieren ihn. Sprechen hat hier die Funktion eines *Tuns*. Die Absicht eines Schimpfworts ist nicht die Beschreibung moralischer oder intellektueller Qualitäten eines Menschen, sondern die, ihn zu beleidigen usw. Auch solche Sprachgebilde haben ihre — wenn man will logischen — Strukturen. Man kann sie z. B. verfehlen: Ein Rat kann gut oder schlecht sein, ein Versprechen unehrlich, ein Vertrag ungültig. Aber die Struktur dieser sprachlichen Formulierungen läßt sich nicht auf die deskriptiver Aussagen reduzieren: Sie sind nicht wahrheitsfunktional! Nichtsdestoweniger sind sie sinnvoll und ein intelligenter Gebrauch der Sprache. Von manchen — nicht von allen! — kann man sinnvoll sagen, daß sie wahr oder falsch sind, z. B. von einer Erzählung, einer Liebesbeteuerung, einem Werturteil. Aber wahr und falsch haben hier nicht einfach denselben Sinn wie bei deskriptiven Aussagen.

Auch Aussagen im eigentlichen, beschreibenden Sinn lassen sich nicht schlechthin dadurch als wahr oder falsch bestimmen, daß sie „den Tatsachen entsprechen“ bzw. nicht: Erstens sind sie oft nicht *reine* deskriptive Aussagen, sondern enthalten zugleich etwas vom Sinn anderer sprachlicher Formulierungen, z. B. ein Werturteil oder eine Stimmungsäußerung. Die verschiedenen Formen sprachlichen Geschehens dürfen ja nicht als sich gegenseitig *ausschließende* Alternativen verstanden werden. — Sodann wird nicht nur das Wort „wahr“ in verschiedenem Sinn gebraucht, sondern auch „Tatsache“, wie Austin in seinem Artikel „Unfair to facts“ ausführt. — Weiter gibt es, wie wir schon sahen, Aussagen, die gerade durch eine bestimmte, beabsichtigte Unbestimmtheit ihren spezifischen Sinn haben⁴². Solche Aussagen sind sicher wahr oder falsch, aber nicht in genau demselben Sinn wie die Feststellung eines vereinzelt Tatbestan-

⁴² Wie das eben schon gebrauchte Beispiel: „England erklärte Deutschland den Krieg.“

des. — Bei rein deskriptiven Aussagen schließlich muß man zum Verständnis ihres Sinnes auf jeden Fall auch die *Tatsache*, daß sie *gemacht* werden, heranziehen: Wenn man beim Lesen dieses Aufsatzes die Bemerkung macht: „Das ist Deutsch“, dann hat das nur in bestimmten Umständen oder in bestimmter Absicht einen Zweck; etwa um einem, der kein Deutsch kann, etwas zu erklären, oder als Bosheit: „Es ist zwar ein scheußlicher Stil, aber . . . es ist Deutsch.“ Sonst ist diese Aussage zwar nicht „sinnlos“, aber „pointless“. — Außerdem gibt es in vielen Fällen gerade bei Aussagen ein Mehr oder Weniger von Wahr und Falsch: Wenn ich von einem faulen Spaziergänger sage: „Er beeilte sich“, so ist das immer noch „wahrer“, als wenn ich sage: „Er lag den ganzen Tag im Bett.“ In all diesen Fällen läßt sich eine Reduktion auf Wahrheitsfunktionen im Sinn des Logischen Positivismus einfach nicht durchführen.

Welchen Sinn ein Satz hat, kann man also nicht durch philosophische Analyse herausbekommen. Man muß zusehen, wie er *gebraucht* wird. „Frag nicht nach dem Sinn, sondern nach dem Gebrauch“, wird in dieser Zeit zu einem Schlagwort⁴³. Im konkreten Einzelfall ist das nur dadurch möglich, daß man den *Kontext* beachtet, in dem ein Satz steht. Als den Kontext einer sprachlichen Formulierung muß man aber nicht nur ihren sprachlichen Zusammenhang, auch nicht nur ein Sprachsystem als ganzes heranziehen. Man muß sich auch auf *außersprachliche* Tatbestände beziehen: Wer redet? Zu wem spricht er? Ist sonst noch jemand anwesend? Was liegt im augenblicklichen Wahrnehmungsbereich des Redenden und des Angeredeten? Was für eine Art Mensch ist er? Was ist sein geistiger, kultureller Hintergrund? In welcher Stimmung ist er? Was beabsichtigt er im Moment? usw.

Sprache ist also kein in sich geschlossenes, einheitliches logisches System, sondern Teil intelligenten, menschlichen Verhaltens. Sprache ist kein logistischer Kalkül, sondern eine Tätigkeit des Menschen.

Noch ein anderes, in unserem Zusammenhang bedeutsames Problem beschäftigt Austin stark: das der *Sinnesdaten*: Er entlarvt das Bemühen, alle unsere Aussagen auf Aussagen über Sinnesdaten zurückzuführen, als den alten kartesischen Versuch, alles menschliche Wissen aus einem absoluten, unbezweifelbaren Anfang abzuleiten. Er wendet sich gegen die Alternative, daß wir entweder Sinnesdaten *oder* Dinge wahrnehmen. Die üblichen Argumente für die Annahme von Sinnesdaten als Gegenstand unserer Erfahrung — Illusion, Sinnestäuschung, verschiedenes Aussehen unter verschiedener Beleuchtung, Spiegelung, Traum usw. — werden dadurch widerlegt, daß Austin die üblichen Redewendungen untersucht, die man zur Beschreibung

⁴³ J. O. Urmson, a. a. O. 179.

solcher Erfahrungen gebraucht: „Etwas sieht aus wie ...“, „es erscheint“ usw. Dabei zeigt sich, daß solche Erfahrungen eben auf eine *spezielle* Weise sprachlich ausgedrückt werden, daß man sie gerade *als* Spiegelbilder oder Träume erkennt und unterscheidet, ja daß man z. B. bei dem berühmten Stock, der beim Eintauchen in Wasser gekrümmt aussieht, nur dann verwundert wäre, wenn er *gerade* sähe. Man sieht ja das Wasser mit und erwartet eine Krümmung! Es geschieht also entweder eine spontane Einordnung einer solchen Erfahrung in das gesamte Weltbild, das man hat, oder man hat wenigstens die Möglichkeit einer Korrektur. Vor allem folgt aus diesen im ganzen doch seltenen Erfahrungen nicht, daß wir *nur* Sinnesdaten wahrnehmen. Und schließlich: So etwas wie ein Sinnesdatum kommt einfach in unserer Erfahrung nicht vor: Man sieht nicht „rot“, sondern immer „etwas Rotes“. Sinnesdaten sind nur Ergebnisse einer späten und recht komplizierten, indirekten Schlußfolgerung, sei es philosophischer, sei es psychologisch-physiologischer Art. Die letztere sagt jedoch nur etwas über die physikalischen Veränderungen meiner Sinnesorgane und meines Nervensystems bei einer Sinneswahrnehmung. Sie sagt nichts darüber, was *Objekt* der Sinneserkenntnis ist. Die Alternative „Sinnesdatum *oder* Ding“ ist eine philosophische Fiktion. Der Versuch, alle unsere Aussagen auf solche über Sinnesdaten zu reduzieren, ist darum einfach unsinnig⁴⁴.

Austin beschäftigt sich hauptsächlich mit Einzeluntersuchungen über den Gebrauch bestimmter Ausdrucksweisen und Wortgruppen, besonders solcher, die in der Philosophie eine Rolle spielen. Wir können hierauf nicht im einzelnen eingehen. Aber aus seiner Methode und aus dem, was wir bisher gesehen haben, läßt sich sein Beitrag zur Entwicklung der Philosophie in England etwa so zusammenfassen: Auch Austin ist in erster Linie an der Sprache interessiert. Aber Sprache ist für ihn nicht mehr ein logisches, in sich geschlossenes System nach der Art eines Kalküls. Sie ist *Sprachvollzug*, intelligente Tätigkeit des Menschen in vielen verschiedenen, nicht einfach aufeinander reduzierbaren Formen. Er ist darum am Sprachgebrauch der *Alltags*sprache interessiert, nicht an einem idealen, formalisierten Sprachsystem. Der Gebrauch, den sprachliche Formulierungen haben, kann nicht allein innersprachlich bestimmt werden. Man muß den außersprachlichen Kontext heranziehen. Sprache hat nur einen Sinn, wenn *jemand* über *etwas* spricht. Man kann hinzufügen: Zu einem anderen! Letztlich haben eben sprachliche Formulierungen keinen Sinn, keinen

⁴⁴ In dieser ganzen Problematik zeigt sich natürlich der starke Einfluß *Berkeleys* auf die analytische Philosophie: Ein Einfluß, der oft unbewußt bleibt, weil er einfach aus der pflichtmäßigen Lektüre eines Oxforder Studenten stammt. Vgl. Anm. 38.

Inhalt, sie *meinen* nichts, wenn sie nicht mehr in einem konkreten Sprachgeschehen stehen. Austin hat so keinerlei Bedenken, auch sachliche Erwägungen in die Philosophie einzubeziehen: Seiner Auffassung nach geht es gar nicht anders. In besonderer Weise ist er am Sprachgebrauch der gewöhnlichen Menschen interessiert: Dieser Gebrauch ist der ursprüngliche. Der der Philosophie — und der Wissenschaften! — ist nur ein abgeleiteter. In der Philosophie werden Begriffe oft einfach weitertradiert, ohne daß man auf den ursprünglichen Gebrauch und damit auf die zugrunde liegenden Erfahrungen zurückgreift. Man verallgemeinert und legt sich zu schnell fest. Bestimmte, in der Philosophie mit Vorliebe gebrauchte Begriffe sind dafür typische Beispiele: „Tatsache“, „Sachverhalt“, „Bedeutung“, „Sinn“, „Wahrheit“, „Wissen“ usw. So ist Austins Philosophieren stark kritisch orientiert. Er hat selbst eigentlich kein System und ist Systematisierungen gegenüber sehr skeptisch. Seine ganze Einstellung ist empirisch, beschreibend, positiv. Für Metaphysik hat er nicht viel übrig. Der Grund dafür ist jedoch seine empirische, beschreibende und kritische Haltung; nicht die positivistische These, man könne über die Dinge nicht reden und alle Metaphysik sei grundsätzlich sinnlos. Seine Philosophie ist nicht Sprachphilosophie im *Gegensatz* zu Sachphilosophie. Descartes, dessen Beginn bei subjektiven Bewußtseinsgegebenheiten, denen unbestreitbare Geltung zukommen soll, und die Ableitung eines ganzen Systems aus diesen, lehnt er in besonderer Weise ab⁴⁵. Im ganzen kann man bei ihm wohl eine typische Reaktion des englischen „common sense“ gegen das die Wirklichkeit vergewaltigende System des Logischen Positivismus sehen.

Die englische Philosophie heute: Methode ohne System

Austins Kritik am System des Logischen Positivismus und der diesem entsprechenden Sprachanalyse setzte sich im wesentlichen durch. Seit der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre galten diese in der „öffentlichen Meinung“ der Universitäten im ganzen als überholt. Diese Entwicklung ist sicher beeinflusst durch die philosophischen Arbeiten des späten Wittgenstein, der weitgehend als der große Lehrer betrachtet wurde und den man mit Vorliebe kommentierte. Es wäre wirklich wünschenswert, daß eine Geschichte der Interpretation Wittgensteins und seines Einflusses auf die englische Philosophie geschrieben würde: Sie würde weitgehend eine Geschichte der Philosophie im England der letzten vierzig Jahre sein. Aber als 1953 Wittgensteins „Philosophische Untersuchungen“ veröffentlicht wurden, war die Reaktion zum guten Teil eigentlich schon: „Das haben wir im Grunde schon gewußt!“⁴⁶

⁴⁵ Vgl. Anm. 35.

⁴⁶ J. O. Urmson, a. a. O. 178.

Daß der Logische Positivismus „tot“ ist, darf nun nicht falsch verstanden werden: Seine Überwindung war kein plötzliches Ereignis, und der Anstoß zu dieser Entwicklung kam nicht von außen: In der philosophischen Beschäftigung mit der Sprache und im analytischen Bemühen um sie entdeckte man seine Schwierigkeiten, sprengte sein System und wuchs allmählich aus ihm heraus. Daraus erklären sich einige charakteristische Züge des Philosophierens in England, wie man es heute betreibt:

1. Die entscheidende Erkenntnis Austins und des späten Wittgenstein war, daß Sprache nicht als logistischer Kalkül verstanden werden kann. Mit dieser Einsicht war der Logische Positivismus als System grundsätzlich zerbrochen. Aber das bedeutete nicht, daß man daraus auch schon gleich alle Konsequenzen gezogen hätte: Nicht alle waren von Austins Argumenten, die ja auch ihre Schwächen hatten, ohne weiteres überzeugt. Es gab in den letzten Jahren in England und Amerika — und es gibt sie weiter — Philosophen, die noch stark im positivistischen System verwurzelt sind und die nur innerhalb dieses Systems gewisse Abstriche machen. Die meisten allerdings lehnen grundlegende Thesen dieses Systems ab, z. B. die vollständige Reduzierbarkeit aller Aussagen auf grundlegende, primitive Erfahrungssätze, die einer *anderen* sprachlichen Ebene angehören. Aber nicht alle sind sich darüber klar, daß sie damit das System schon aufgegeben haben. Ayer z. B. würde sich trotz seiner tiefgehenden Entwicklung von „Language, Truth and Logic“ (1932) zu „The Problem of Knowledge“ (1956) immer noch als Logischen Positivisten bezeichnen. *Umgekehrt* spielen bestimmte Thesen, die eigentlich nur im System des Logischen Positivismus gerechtfertigt werden können und einen Sinn haben, immer noch eine Rolle: eine gewisse, systematische Verwendung des Verifizierungsprinzipes, mit dem man wenigstens für bestimmte Satzgruppen eindeutige und begrenzte Wahrheitsfunktionen sucht und damit allein den Sinn dieser Sätze bestimmt; die — metaphysische! — Alternative von „analytisch-apriorisch-logisch“ zu „synthetisch-aposteriori-sachbezogen“; die Einschränkung des Begriffes „Erfahrung“ auf solche Erfahrungen, die für die Naturwissenschaften bedeutsam sind und von diesen festgestellt werden; die Reduktion psychischer Begrifflichkeit auf testbares, offenkundiges Verhalten oder gar physiologisch-physikalische Aussagen; die grundsätzliche — apriorische! — Ablehnung ganzer Aussagenbereiche als sinnlos: etwa aller Aussagen über Gott; das Ideal einer absolut eindeutigen Klarheit und allgemeinen Mitteilbarkeit für Sprache, besonders für philosophische Aussagen; die Annahme, naturwissenschaftliche und mathematische Erkenntnis und Ausdrucksweise sei das Ideal aller Erkenntnis und Sprache usw.

2. In bestimmten Teilgebieten der Philosophie behaupten sich die Thesen des Logischen Positivismus über die Sprache mit einer gewissen Beharrlichkeit. Das gilt neben der reinen Logistik besonders von der *Wissenschaftstheorie*. Das ist nicht nur verständlich, sondern bis zu einem gewissen Grad auch berechtigt: Wissenschaftliche Fachsprachen, besonders die der Physik und der von ihr abhängigen Wissenschaften, können ja als ein in sich geschlossenes System verstanden werden, in dem das Verhältnis der einzelnen Begriffe und Aussagen untereinander das eines extensionalen, logistischen Kalküls ist. Außerdem ist die Fachsprache der Physik wahrheitsfunktional aus Experimentsbeobachtungen aufbaubar. Tatsächlich hat die Sprachanalyse des Logischen Positivismus in der Wissenschaftstheorie zu unbestreitbaren Fortschritten geführt. Freilich verlangt schon die Anwendung des Verifikationsprinzips auf naturwissenschaftliche Theorienbildung beachtliche Modifikationen, obwohl gerade in der Physik sicher der Begriff eines Protons, einer elektrischen Ladung usw. am ehesten mit seiner experimentellen Verifizierung *identifiziert* werden kann: Von elektrischer Ladung redet man dann, wenn diese oder jene Experimente möglich sind. Nach einer „dahinter“ liegenden Wirklichkeit zu fragen hat in der Physik nicht viel Sinn⁴⁷. Aber das Verständnis der Fachsprache einer Wissenschaft als eines logistischen Kalküls im Sinne Russells hat seine Grenze und Korrektur darin, daß keine Wissenschaftssprache ohne Rückgriff auf die Alltagssprache auskommt. Man muß schon reden können und Alltagserfahrungen in Worten formuliert haben, damit man überhaupt eine Fachsprache lernen kann. Man übernimmt nicht nur tatsächlich oft bestimmte Begriffe aus der Alltagssprache und gibt ihnen einen eingeschränkten, veränderten, aber jedenfalls noch irgendwie analogen Sinn. Man braucht die Alltagssprache auch immer wieder als „Metasprache“, wenn man *über* die Fachsprache reden will. Und man braucht sie, um den Platz einer Wissenschaft im Rahmen menschlichen Gesamtgeschehens zu bestimmen und um deren humane Bezüge auszusagen. Auch Fachsprachen sind eben letztlich Teil des sprachlichen *Gesamtvollzuges* der Menschen. Eine Wissenschaft ist nie nur System, sondern immer auch menschliches Tun: Sie ist selbst Teil intelligenten, menschlichen Verhaltens.

3. Daß sich die Abkehr vom System des Logischen Positivismus als eine Entwicklung innerhalb der analytischen Philosophie selbst vollzog, hat eine weitere Folge: Man wendet sich nicht einfach von der *Sprache* und der *Sprachanalyse* ab. Philosophie ist weiterhin weitgehend Beschäftigung mit der Sprache, und man analysiert auch weiter

⁴⁷ Vgl. etwa P. W. Bridgeman, *The Logic of Modern Physics* (New York 1960) 3 ff.

sprachliche Gebilde auf ihren Sinn. Man betrachtet es als eine typische Aufgabe der Philosophie, die Bedeutung sprachlicher Gebilde klar und scharf zu erfassen und zu formulieren. Andererseits müssen unsinnige Wortverbindungen als solche erkannt werden und die sprachlogischen Gründe dafür gefunden werden, daß bestimmte Wortverbindungen eben unsinnig sind. Dabei spielt die Umformulierung sprachlicher Gebilde weiterhin eine Rolle. Aber man glaubt nicht mehr an die Möglichkeit einer allgemeinen Reduktion *aller* sprachlichen Formulierungen auf *eine* bestimmte Form. Man beschäftigt sich mehr mit bestimmten Wort- und Satzgruppen und versucht deren Zusammenhänge zu klären. Zwischen verschiedenen solchen Gruppen und ihrer typischen sprachlichen Form stellt man Unzurückführbarkeiten fest und sucht nach deren Grund. Solche Gruppenzusammenhänge werden häufig in Anlehnung an Aristoteles „Kategorien“ genannt. Die Untersuchung der Sprachlogik bestimmter Kategorien und deren Beziehungen untereinander spielen eine große Rolle⁴⁸. Außerdem übernimmt man aus der sprachanalytischen Tradition des Logischen Positivismus natürlich viele Begriffe und Techniken sowie eine Reihe von Problemen. Auch die logistische Formalisierung mit ihrer ganzen Technik hat weiterhin eine große Bedeutung.

Da man normalerweise nicht schon grundsätzlich ganze Aussagengruppen als unsinnig von jeder weiteren Untersuchung ausschließt, beschäftigt man sich z. B. auch mit dem speziellen Sinn und der Logik ethischer und religiöser Aussagen. Die moderne Diskussion über Gott im englischsprachigen Raum — es seien hier nur die Namen Tillich und Robinson genannt — muß auch in diesem Zusammenhang gesehen werden.

Der Grund dafür, daß man sich in der Philosophie weiterhin hauptsächlich sprachanalytisch betätigt, ist jedoch keine grundsätzliche, systematische Vorentscheidung mehr wie im Logischen Positivismus. Man ist nicht mehr der Meinung, Philosophie *könne* nur Sprachlogik sein. In den meisten *sprachphilosophischen* Problemen stecken ja *sachphilosophische*, zum Teil gerade die traditionellen Probleme der abendländischen Philosophie. Dessen ist man sich auch bewußt. Auch bezieht man immer wieder ohne Schwierigkeit direkte Sachprobleme in die Untersuchung ein und weiß, daß man das tun *muß*. Besonders ist man natürlich am Verhältnis der Sprache zur Wirklichkeit und zur Erfahrung interessiert. Allerdings betrachtet man die Beziehung der menschlichen Erkenntnis zur Wirklichkeit fast ausschließlich *in* der Sprache. Man identifiziert zwar nicht *intelligentes* menschliches Verhalten mit sprachlichem Verhalten, sondern versteht dieses gerade als einen Teil von jenem. Aber sprachliches Verhalten wird wohl doch als

⁴⁸ Besonders bei G. Ryle.

der *klassische* Fall von Intelligenz betrachtet. Außerdem wird *erkennendes* Tun des Menschen — im Gegensatz zu dem weiteren Begriff intelligenten Verhaltens — meist stillschweigend mit *sprachlichem* Geschehen gleichgesetzt. Das hat zur Folge, daß man sich für *vorsprachliches* Erkenntnisgeschehen kaum interessiert — von Untersuchungen über die „reine“ Sinneswahrnehmung natürlich abgesehen, die dann aber leicht nur physiologisch verstanden wird. Hier könnte die englische Philosophie von der kontinentalen Phänomenologie, besonders von Merleau-Ponty und von Heideggers „Sein und Zeit“, sicher eine Bereicherung empfangen.

Die eigentlichen Gründe für das Festhalten an der Sprachphilosophie in England sind wahrscheinlich ziemlich einfach: *Erstens* ist man eben in dieser Tradition aufgewachsen, hat sie gelernt und lebt in ihr. *Zweitens* stellt die analytische Sprachphilosophie, besonders in ihrer Verbindung mit der Logistik, eine Reihe von Techniken zur Klärung und Bewältigung philosophischer Probleme zur Verfügung, die man lernen und mit ziemlicher Exaktheit handhaben kann. Das entspricht dem auf exakte Arbeit und feststellbare Ergebnisse eingestellten, nüchternen Charakter der englischen Philosophie in ihrer ganzen Geschichte. *Drittens* vollzieht sich Philosophie in England fast ausschließlich an der Universität im *Unterricht* von jungen Leuten, die in drei Jahren ihr philosophisches Baccalaureat machen: Im Tutorial und im Schreiben und Kritisieren von Essays. Hierfür ist die *erlernbare* analytische Methode der Sprachanalyse beinahe ideal.

4. Ein weiteres Charakteristikum der englischen Philosophie in den letzten zehn, fünfzehn Jahren ist ihre *Systemlosigkeit*. Daß der Logische Positivismus „tot“ ist, heißt darum auch nicht, daß man zur Metaphysik in irgendeinem traditionellen, *systematischen* Sinn zurückkehre. Der Zusammenbruch des Logischen Positivismus geschah nicht durch die Übermacht eines anderen Systems, und er bedeutet gerade *nicht*, daß man ein anderes System übernommen oder entwickelt hätte. Es gibt in England heute zwar eine Art gemeinsamen Stiles zu philosophieren. Es gibt bestimmte Probleme, die allgemein interessieren. Es gibt vor allem — wenn man das Wort nicht zu eng faßt — eine gemeinsame Methode: die der Sprachanalyse. Und vielleicht gibt es eine vorherrschende Art, Begriffe zu gebrauchen und ihren Sinn zu bestimmen: Begriffe, die man im Gegensatz zu den „ontologischen“ Begriffen der traditionellen Metaphysik „funktional“ nennen könnte: „Intelligentes menschliches Verhalten“ statt „Geistigkeit der Seele“, „Verantwortung“ statt „Willensfreiheit“⁴⁹. Diese Art, Begriffe zu verwenden, die wir in recht ähnlicher Weise in Heideggers

⁴⁹ Vgl. bes. G. Ryle, *Concept of Mind*; P. F. Strawson, *Individuals*; P. Geach, *Mental Acts* (London 1957, ²1960).

„Existentialien“⁵⁰ und in der modernen Theologie⁵¹ finden, müßte jedoch eigens untersucht werden. — Außerdem gibt es in der englischen Philosophie bestimmte Grundhaltungen: Man ist positiv, empirisch und analytisch eingestellt, und man ist Systematisierungen gegenüber ziemlich skeptisch und kritisch. Darum hat man auch weiterhin keine Vorliebe für „Metaphysik“. Aber der Grund dafür ist keine — im Grund selbst metaphysische! — grundsätzliche Ablehnung jeder Metaphysik als unsinnig. Ja es entwickelt sich zum Teil eine „deskriptive Metaphysik“, die man am ehesten als eine Art Regional-Ontologie bezeichnen könnte.

Andererseits gibt es in England heute keine vorherrschende „Philosophie“, kein gemeinsames Corpus philosophischer Wahrheiten, kein einheitliches Verständnis der Sprache, keine eindeutige Bestimmung des Wesens der Philosophie. Das ist wohl einer der Hauptgründe, warum sich ein Fremder in der englischen Philosophie von heute so schwer zurechtfindet — besonders wenn er ein „system-hungriger“ Deutscher ist. Aus demselben Grund ist es auch so schwer, über die heutige englische Philosophie zu schreiben. Aber ist — unter dieser Rücksicht! — die Situation der deutschen Philosophie denn anders?

⁵⁰ „Existentialien“ sind nach Heidegger „Seinscharaktere des Daseins“, „entspringen der Analytik des Daseins“, das im Gegensatz zum „Vorhandenen“ „Sein-zu“ ist, „wesenhaft seine Möglichkeit ist“ usw. (Sein und Zeit, 42 44). Die in „Sein und Zeit“ entwickelten Existentialien sind denn auch tatsächlich — im Gegensatz zu ontologischen Begriffen — funktional: In-sein, In-der-Welt-sein, Befindlichkeit, Verstehen, Sorge usw. Um die Ähnlichkeit, die bei aller Verschiedenheit da ist, zu sehen, vergleiche man Heideggers Analyse des „als etwas“ (a. a. O. 149–150) mit Austin, Sense and Sensibilia, und Ryle, The Concept of Mind (vgl. H. Ishiguro, Imagination, in: British Analytical Philosophy). — Was geschieht, wenn man sich des funktionalen Charakters eines Existentials nicht genügend bewußt ist und es einfach mit ontologischen Dingbegriffen zusammenbringt, zeigen 90 Prozent der Kritiken an Rahners „übernatürlichem Existential“: Es sei nutzlos in der Problematik von Natur und Gnade und verschiebe die Frage nur. Natürlich! Auf ein mit ontologischen Begriffen formuliertes Problem, wie es die scholastische Frage nach dem Verhältnis von Natur und Gnade ist, gibt ein „Existential“ keine Antwort! Dafür muß erst die Frage umformuliert werden.

⁵¹ Die deutlichsten Beispiele dafür sind wohl die Rückbesinnung auf die ökonomische Trinitätstheologie des NT und der frühen Väter, die Akzentverschiebung im Verständnis der Sakramente, besonders der Eucharistie (wahres Opfer, statische Realpräsenz — dynamisch-anamnetisches Gegenwärtigwerden des Kreuzesopfers, Mahl- und Speisecharakter) und das funktionale Verständnis der Tradition. — Dieser Artikel wurde bereits im Sommer 1966 abgeschlossen. Inzwischen wäre gerade hier viel anzufügen!